

Citation style

Seidel, Robert: review of: Jan-Hendryk de Boer / Marian Füssel / Maximilian Schuh (eds.), *Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018, in: *Mittellateinisches Jahrbuch*, 54 (2019), 2, p. 366-371, downloaded from Website



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Laura Ranero Riestra, *La Formula vitae honestae de Martin de Braga y el Libro de las cuatro virtudes de Alfonso de Cartagena*. Edición y estudio, thèse de doctorat dirigée par Juan Miguel Valero Moreno et José Carlos Martín Iglesias, et soutenue à l'université de Salamanque le 28 novembre 2018 (on peut espérer que cette excellente thèse, qui propose une nouvelle édition à la fois de Martin de Braga et d'Alphonse de Carthagène, sera publiée). J'ai donc lu de manière particulièrement attentive la *Formula vitae honestae*, et j'avoue que, tout en reconnaissant qu'elles sont séduisantes, je ne suis convaincu par aucune des trois modifications apportées par l'édition de «Sources chrétiennes». Dans FVH 5, l. 3, la correction *nisi* > *nisi non* s'oppose au stemma (il est vrai, cependant, que la famille du manuscrit *E* est la meilleure de ce stemma trifide), et il y a un parallèle entre *naturae tacita conuentio* et *nostra constitutio*; *sed* ne marque pas nécessairement une opposition, mais peut aussi apporter une précision (la justice vient de nous, mais c'est une loi divine). Dans FVH 5, l. 24, *excusabis* est la leçon unanime des manuscrits et le verbe peut très bien se construire avec la complétive introduite par *quia* («tu allégueras comme excuse que...»). Enfin, dans FVH 9, l. 8, on peut garder *neglegentiae* (à nouveau leçon unanime des manuscrits) à condition de construire autrement le passage; *despecta* n'est peut-être pas un ablatif se rapportant à *communitate*, mais un nominatif se rapportant à *reuerentia* (de même, plus loin, pour *durata*): «de sorte que le respect de son enseignement ne soit ni diminué, méprisé par une excessive communauté de négligence (= une négligence excessive partagée par tous), ni privé de la faveur de l'amour des hommes, endurci par une rigueur trop sévère» (une autre construction possible serait de faire de *reuerentia* un ablatif – «grâce au respect de son enseignement» – et de rapporter *despecta* et *durata* à *regula*).

Au terme de ce compte rendu, je crois utile de rappeler tout le bien que je pense de ce livre. J'ai été amené à émettre quelques réserves, mais qu'on ne s'y trompe pas: si j'ai pu critiquer certains choix des trois auteurs de cette édition, c'est précisément parce qu'ils ont eu le mérite de faire ces choix. Ils auraient pu se contenter, paresseusement, de reprendre le texte latin de C. W. Barlow: en en proposant une traduction française à la fois précise et élégante, ils auraient déjà rendu de grands services. Mais ils ont fait bien davantage: ils ont proposé de nouvelles hypothèses. On peut ne pas être toujours d'accord avec eux, mais c'est ainsi que progresse la recherche.

Jacques Elfassi

Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch, hg. von Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel und Maximilian Schuh, Stuttgart 2018 (Steiner), 589 S.

Das von drei Fachhistorikern edierte und vorwiegend von Mitgliedern des DFG-geförderten Wissenschaftlichen Netzwerkes «Institutionen, Praktiken und Positionen der Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert» erarbeitete Handbuch ist in gewisser Weise als Pendant zu dem von Ulrich Rasche herausgegebenen Kompendium *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte*. Typen, Bestände, Forschungsperspekti-

ven (Wiesbaden: Harrassowitz 2011) zu sehen. Anders als es die im Titel angekündigte Einbeziehung des 16. Jahrhunderts und damit des Humanismus, der Reformationszeit und des beginnenden konfessionellen Zeitalters erwarten lässt, formulieren die Herausgeber gleich im ersten Satz: «Im Zentrum unseres Bandes steht die mittelalterliche Universität von ihrer Entstehung um 1200 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts» (11, ähnlich eindeutiger Mittelalterbezug 14). Die sich hier andeutende Epochenfrage ist natürlich nicht wegen einer möglichen Überschneidung des Bandinhaltes mit vergleichbaren Publikationen wie der genannten relevant, sondern deswegen, weil die einzelnen Beiträge, wie sich zeigen wird, in sehr unterschiedlicher Weise die Entwicklungen der nachmittelalterlichen Zeit berücksichtigen, sie teilweise als Paradigmenwechsel benennen oder aber fast gänzlich ausblenden. Damit ist schon zu Beginn dieser Besprechung das fundamentale Problem des Bandes benannt, das einem Rezensenten, dessen Forschungsgebiet in der Frühen Neuzeit liegt, naturgemäß besonders auffällt, mit dem sich aber auch der genuine Mediävist konfrontiert sieht.

Doch zunächst zum Konzept des Bandes: Die Herausgeber teilen die 26 Lemmata auf drei größere Komplexe auf, die mit «Verwaltung», «Lehren und Lernen» sowie «Repräsentation» überschrieben sind und über deren thematisches Spektrum jeweils ein gründlicher «Dachartikel» informiert. Die darunter subsumierten «Basisartikel», die klassische Quellentypen wie «Matrikeln», «Statuten» oder «Gelehrtenkorrespondenz» ebenso behandeln wie materielle Befunde («Gebäude», «Insignien» usw.) oder Medien des akademischen Unterrichts («Disputation», *quaestio disputata*, «Theologische Lehrwerke»), sind ihrerseits nach einem streng einheitlichen, die gegenstandsspezifischen Forschungsansätze und Desiderate eben dadurch klar herausstellenden Schema unterteilt: Eine «Begriffsklärung» geht voraus, es folgen «1. Genese, Funktion, Vorkommen», «2. Beschreibung: Aufbau, Sprache, Terminologie, Materialität, unterschiedliche Ausprägung», «3. Methodische Zugänge, Aussagemöglichkeiten», «4. Bibliographie». Die kurze «Einleitung» zum Band (11–15) legt diese methodische Entscheidung dar und zeichnet in groben Zügen die Phasen der Universitätsgeschichtsschreibung nach, deren jüngste Entwicklungsstufe kulturwissenschaftliche Aspekte wie «Repräsentationsformen, die Geschichte des Habitus oder akademischer Praktiken» (12) verstärkt in den Blick nimmt. Gleich in der Einleitung wird auch auf das Problem hingewiesen, dass eine umfassende europäische Perspektive auf den Gegenstand nicht in idealtypischer Form eingelöst werden kann, doch sollen wenigstens «die Universitäten [...], die eine europaweite Ausstrahlung besaßen» (14), angemessen berücksichtigt werden. Tatsächlich finden die oberitalienischen Universitäten Bologna und Padua, dazu Paris sowie Oxford und Cambridge vielfache Erwähnung oder es werden zumindest Gelehrte aus den europäischen Nachbarnationen als Referenzfiguren für Entwicklungen im Heiligen Römischen Reich angeführt.

Die drei «Dachartikel» variieren in der Länge zwischen 16 und 44 Seiten. Sie sind allesamt ungemein informativ und gut auf die Basisartikel abgestimmt, auf die mittels Fettdruck hingewiesen wird. In institutioneller Hinsicht wird der Charakter der mittelalterlichen Universität als Personenverband bzw. Korporation mit entsprechenden Privilegien hervorgehoben. Mit Blick auf die Lehre wird auf die starke Bindung der Gelehrten und des Unterrichtsbetriebs an klassische Autoritäten hingewiesen

und gleichzeitig betont, dass es «sehr wohl möglich [war], die Geltungsansprüche autoritativer Aussagen zu prüfen und gegebenenfalls zurückzuweisen» (185), außerdem wird hier die Unterrichtspraxis an den vier Fakultäten skizziert (189–209). Der sicher innovativste Untersuchungsaspekt der Repräsentation fokussiert die «Universität als symbolische Ordnung» (389), deren subtile Funktions- und Distinktionsmechanismen sich mit dem Schlagwort vom leeren Gelehrtengezänk nicht adäquat beschreiben lassen.

Die 26 «Basisartikel» schwanken im Umfang stark zwischen acht und 54 Seiten. Quantitativ wie qualitativ stechen die Beiträge von Jan-Hendryk de Boer zu «Disputation, *quaestio disputata*» (221–254) und «Kommentar» (265–318) heraus. Beide Artikel überzeugen nicht nur durch klare begriffliche Distinktionen und einen souveränen interdisziplinären Überblick, sondern schlagen in vorbildlicher Weise die Brücke vom Hochmittelalter bis in die Frühe Neuzeit, reichen teilweise deutlich über die vom Band festgelegte Grenze um 1600 hinaus. Dem eher in der Frühen Neuzeit beheimateten Leser bietet de Boer fundierte Informationen über das völlig unterschiedliche Disputationswesen des Mittelalters, dem Mediävisten werden «für das 16. Jh. einige Neuerungen sowohl bei mündlichen wie bei verschrifteten Disputationen» (227) erläutert. Bei allen Differenzen, die sich keineswegs nur auf die Verschiebung von der «Frage» zur «These» und die zunehmende Verselbstständigung der Abhandlungscharakter annehmenden schriftlichen Fassung beschränken, ist de Boer doch wohl darin zuzustimmen, dass in den Thesendruckten noch des 17. Jahrhunderts «die Funktion mittelalterlicher scholastischer Disputationen als spezifische universitäre Prüfungsform wie als Repräsentation einer Universität bzw. einer Fakultät fort[lebt]» (237), womit ein wichtiges Element des vormodernen Universitätsbetriebs im ganzen benannt wäre. Zum Thema vgl. jetzt das zeitgleich erschienene Kompendium Rhetorik, Poetik und Ästhetik im Bildungssystem des Alten Reiches. Wissenschaftshistorische Erschließung ausgewählter Dissertationen von Universitäten und Gymnasien 1500–1800, hg. von Hanspeter Marti, Reimund B. Szuj und Robert Seidel. Köln u. a.: Böhlau 2017.

Für die Erforschung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kommentarwesens, das in seiner Vielfalt und Komplexität noch schwerer zu durchschauen ist als die Praxis des Disputierens, liefert de Boer gleichermaßen grundlegende wie hochspezialisierte Informationen. Der Verfasser erschließt mit stupender Detailkenntnis die verschiedenen Formen und Funktionen des Kommentars (Glossierung als grundsätzliche strukturelle Option, Literal- und Quästionenkommentar als methodisch-didaktische Alternativen; vgl. 286), differenziert die Befunde nach Disziplinen bzw. Referenzautoren und zeigt, teilweise wiederum fokussiert auf einzelne Universitäten bzw. gelehrte Traditionen, Entwicklungslinien auf. Neben – wohl weitgehend nach der Forschung referierten – knappen Detailerläuterungen zu zahllosen Vertretern mehrerer Disziplinen und Nationen gibt es immer wieder auch zusammenfassende Befunde: «Als Merkmale humanistischer Kommentare lassen sich ein größeres Bemühen um Nähe zur formalen und sprachlichen Gestaltung des Referenztextes, das sich in einer Bevorzugung des Literalkommentars und einem entschiedenen Abrücken vom Quästionenkommentar niederschlug, eine Prominenz semantischer, grammatischer und philologischer Probleme, ein Zurückdrängen allzu ausgreifender speku-

lativer Höhenflüge und das Streben nach eleganter Latinität ausmachen» (282). Der Beobachtung de Boers, dass es unter den humanistischen Klassikerkommentaren eine große Spannweite zwischen Wort-für-Wort-Erläuterungen und eigenständigen, vom Referenztext abgelösten Abhandlungen gibt (vgl. 291), kann man nur zustimmen. Eine epochenübergreifende, anschauliche und besonders überzeugende Fallstudie sei hier in Ergänzung zu de Boers Ausführungen ausdrücklich erwähnt: Ann Moss, *Ovid in Renaissance France. A Survey of the Latin Editions of Ovid and Commentaries Printed in France Before 1600*. London: The Warburg Institute 1982.

Es wäre unfair, den Eindruck zu vermitteln, dass die übrigen Beiträge im Handbuch gegenüber den von de Boer verfassten Kapiteln qualitativ abfielen. In den allermeisten Fällen sieht sich der Benutzer sehr gut informiert. Der relativ knappe Artikel von Maximilian Schuh über «Matrikeln» (103–117) liefert einen überzeugenden Einblick in Verbreitung, Funktionsweise und Quellenwert dieser von der Forschung häufig und zuweilen mit zu weit gehenden Erwartungen genutzten vormodernen Verwaltungsakten. Der Verfasser erklärt, warum außerhalb des Reichsgebietes nur wenige Matrikelbücher überliefert sind, erläutert, welche Informationen der Benutzer den Matrikeln nicht entnehmen kann, und gibt eine wertvolle Bibliographie aller verfügbaren Matrikeleditionen. Der Artikel findet eine nützliche Ergänzung in Jana Madlen Schüttes Beitrag zu den «Nationenbüchern» (119–127), mit deren Hilfe die geographische und soziale Herkunft der Studenten erschlossen werden kann. Maximilian Schuh informiert in seinem Artikel «Kolleghefte, Vorlesungsmitschriften» (255–263) unter anderem über die verschiedenen Möglichkeiten der Studenten, an Lehrbuchtexte zu kommen, was vor der Erfindung des Buchdruckes nicht nur über das Diktieren in der Vorlesung, sondern auch über ein zentral organisiertes Ausleih- und Kopiersystem möglich war (vgl. 256). Dass in dem ergiebigen Beitrag «Studienführer» von Marcel Bubert und Jan-Hendryk de Boer (337–355) der zentrale Aspekt des studentischen Reisens, der *peregrinatio academica* also, nicht behandelt wird, mag damit zu tun haben, dass die Apodemik erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Anleitung mit eigenem Theorieapparat etabliert wurde; vgl. Justin Stagl: *Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert*, in: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, hg. von Peter J. Brenner, Frankfurt am Main 1989, 140–177. Entsprechend sind wohl auch die Gründe für das Fehlen von Artikeln über Vorlesungsverzeichnisse bzw. Lektionskataloge oder (Studenten)stammbücher (vgl. Rasche, wie oben, 269–292, 421–452) zu erklären, obwohl die Entwicklung hier durchaus bereits im 16. Jahrhundert einsetzte.

Aus der Perspektive der Literaturwissenschaft sind naturgemäß die Beiträge von Antonia Landois über «Briefe, Gelehrtenkorrespondenz» (51–66) sowie von Hannah Skoda zu «Literarische[n] Texte[n] und Darstellungen» (511–528) kritisch in den Blick zu nehmen. Hinsichtlich der Gelehrtenbriefe trifft die Behauptung «Für die Zeit ab dem 14. Jh. und für den Humanismus gilt die Gattung als weitgehend unerforscht» (56) nicht zu, sie erklärt freilich die nicht unkorrekte, aber doch nicht hinreichend profilierte Präsentation des Humanistenbriefes im Beitrag. Aus den zahlreichen einschlägigen Veröffentlichungen zum Thema kann hier nur eine exemplarisch angeführt werden: *Self-Presentation and Social Identification. The Rhetoric and*

Pragmatics of Letter-Writing in Early Modern Times, hg. von Toon van Houdt u. a. Leuven: University Press 2002. Hannah Skodas Artikel ist möglicherweise nicht ganz korrekt übersetzt worden; anstelle der häufig wiederkehrenden Vokabel «Trobe», womit ja eine rhetorische Figur gemeint wäre, hätte man sinngemäß eher «Topos» erwartet. Die Gliederung des Materials in «Kurzerzählungen, dialogische Literatur, Theater und satirische Dichtung» (511) kann man als heuristische Methode akzeptieren, auch ist der – wie in allen Artikeln – deutlich erkennbare Versuch, den europäischen Kulturraum weiträumig zu erschließen, gerade für die von nationalliterarischen Zugängen geprägten Philologen sehr nützlich. Erstaunlich ist hingegen die Behauptung, «das Aufkommen des Humanismus [habe] vermutlich keinen besonderen dichterischen Fokus auf studentische Aktivitäten mit sich gebracht» (521). Ein treffendes Gegenbeispiel wäre die Mitte des 16. Jahrhunderts zu beobachtende Übertragung der Prodigus-Dramatisierungen vom biblischen Stoff des Verlorenen Sohnes auf studentische Devianzphänomene, so zuerst in Christoph Stymmels ›Studentes‹ von 1545.

Das anfangs bereits angesprochene Problem der zeitlichen Eingrenzung des Gegenstandsbereiches wird in den Beiträgen von Sita Steckel zu ›Theologische[n] Lehrwerke[n]‹ (319–336) und zu ›Universitätspredigten‹ (539–558) besonders deutlich. Ein Sammelband, der dem Anspruch nach das 16. Jahrhundert mitumfassen will, kann sich in einem Artikel zu theologischen Lehrschriften eigentlich nicht darauf beschränken, lediglich Melanchthons ›Loci communes‹ und Calvins ›Institutio Christianae Religionis‹ zu nennen – und zwar tatsächlich nur zu nennen (324). Während der Forscher sich unter ›theologischen Lehrwerken‹ etwas vorstellen kann und die Schriften zumindest der Reformatoren auch selbst zu finden in der Lage ist, sieht das bei den ›Universitätspredigten‹ anders aus. Da in Steckels Artikel außer wenigen, im Grunde auf Tübinger Verhältnisse beschränkten Hinweisen nichts über Universitätspredigten im 16. Jahrhundert zu finden ist, bleibt der Benutzer des Bandes im Unklaren darüber, wie sich das Genre in der Reformationszeit entwickelte.

Ungeachtet dieser Bedenken aus der Perspektive eines frühneuzeitaffinen Rezensenten stellt der Band als ganzer ein imponantes Kompendium dar, das für die Erforschung der mittelalterlichen und wenigstens teilweise auch der frühneuzeitlichen Universität ein ergiebiges Hilfsmittel und unerlässliches Standardwerk abgibt. Zum Abschluss seien noch ein paar kritische Bemerkungen von geringerer Tragweite formuliert: Es wird nicht recht klar, warum man ›Theologische Lehrwerke‹ in einem gesonderten Beitrag behandelt, entsprechende Anleitungsschriften zu den anderen Disziplinen jedoch nicht. Ob man systematisch, also in eigenen Rubriken Themen wie die personalen Strukturen des Lehrkörpers und den Status der Gelehrten, die akademische Gerichtsbarkeit (so bei Rasche, wie oben, 209–224), das studentische Alltagsleben oder die Kritik an den scholastischen Denk- und Lehrmethoden hätte behandeln sollen, sei dahingestellt, zumal die Konzeption eines Handbuchs die Formulierung von Desideraten ja geradezu herausfordert. Zweifelsfrei nützlich wäre es gewesen, neben dem Orts- auch ein Personen- und vielleicht ein Sachregister zu bieten. Positiv hervorzuheben sind neben der redaktionellen Gründlichkeit, mit der die Artikel präsentiert werden, vor allem noch zwei Aspekte: zum einen die Einlösung des Versprechens, den (west)europäischen Kulturraum der Vormoderne mit Blick auf

Quellen und Forschung umfassend zu sichten, zum anderen die enge Kooperation aller Beteiligten, die sich nicht nur in den zahlreichen Querverweisen, sondern auch in einer erkennbaren methodischen und konzeptionellen Reflexion zeigt.

Robert Seidel

Die Literatur des Mittelalters im Fantasyroman, hg. von Nathanael Busch und Hans Rudolf Veltens (Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft. 176), Heidelberg 2018 (Winter), 237 S.

Seit Jahrzehnten feiert der Fantasyroman – beispielhaft genannt seien nur J. R. R. Tolkiens ›Lord of the Rings‹ und George R. R. Martins ›A Song of Ice and Fire‹ – riesige Erfolge. Die Attraktivität des Fantasyromans – so der unumstrittene Leitgedanke des Bandes – verdankt sich einer populären Inszenierung des Mittelalters. Zusammengeführt werden die Interpreten in diesem Leitgedanken und dem aus mediävistisch-literaturwissenschaftlicher Perspektive abgeleiteten programmatischen Anspruch, den «spezifisch literarischen Modus» der Fantasyromane herauszuarbeiten (Hans Rudolf Veltens Einführung ›Das populäre Mittelalter im Fantasyroman. Erkundungen eines zeitgenössischen Phänomens‹, 9–20, Zitat 12). Der Einschätzung Veltens, dieser Modus sei bislang weitgehend unbeachtet geblieben (12), mag man zunächst mit Blick auf die weiterhin wachsende Fülle durchaus fundierter literaturwissenschaftlich ausgerichteter Sekundärliteratur zu Fantasy-Autoren wie J. R. R. Tolkien oder C. S. Lewis kaum folgen.

Doch wird bei fortschreitender Lektüre schnell deutlich, dass der vorliegende Band in der Tat die spezifische Literarizität der Fantasyromane wie wohl nie zuvor ernst nimmt. Dies gelingt, indem er sie auf entschieden neue Weise erkundet, ohne sich ikonoklastisch des Erfahrungsschatzes an literaturwissenschaftlich Bewährtem und mediävistisch Erprobtem zu entledigen. Zentrale Einsichten, in Veltens Einführung thesenartig vorgetragen, dienen hierbei den Beiträgern als Leitschnur: Charakteristisch für die literarischen Imaginationen der Fantasyromane sind Ahistorizität, Nichtwissenschaftlichkeit und Desinteresse an Fakten («Suspendierung des Historischen», 17). Überdies weist das Mittelalter der Fantasyromane alles Vergangene auf sehr einnehmende Weise als mittelalterlich aus, bietet einen «offenen Raum» für «Inszenierungen des Anderen und Fantastischen» (18), wird durch Mythen und Erzählformen wiedererkennbar, fungiert als Simulakrum, das Vergangenes sinnlich erfahrbar macht, erscheint im Sinne eines hyperrealen Mediävalismus «mittelalterlicher [...] als das Mittelalter selbst» (19). Kennzeichnende ästhetische Verfahren des Fantasyromans sind Hybridizität und Bricolage jenseits aller Gattungsvorbehalte und Epochengrenzen.

Das Mittelalter – dies macht der Band deutlich – dient als Projektionsfläche für alle möglichen Phantasien und Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste. Und somit gibt es nicht das eine wahre Mittelalter, sondern viele verschiedene dynamische Mittelalterbilder. Diese werden von den oft experimentierfreudigen Fantasyautoren selbst gebastelt, collagiert, montiert, nostalgisch nobilitiert, gefälscht und neu erfunden: